

der Relevanz mehrerer Kategorien ergibt. In der Folge werde ich Butlers Subjektivierungsansatz als eine Möglichkeit aufzeigen, den Herausforderungen zu begegnen, die Intersektionalität aufwirft.

## 1.10 (Intersektionale) Kategorien zwischen Essentialisierung und Kontingenz

»Kategorien scheinen unser Gefängnis, unser unauflösbares Zwangsverhältnis zu sein.« (Lorey 2008: 139; vgl. auch Lorey 2012b) Wir verwenden sie im Alltag beständig, um Menschen, Dinge, Prozesse zu beschreiben, uns zu verständigen, soziale Ordnung zu (re-)produzieren. Auch in den Diskussionen um Intersektionalität stehen Kategorisierungen im Mittelpunkt des Interesses, sie bilden den zentralen Bezugsrahmen: Ohne Kategorien keine Intersektionalität. Dabei wird zwar ausführlich darüber debattiert, welches die relevanten Kategorien sein sollten, jedoch werden die Kategorisierungen *als solche* selten problematisiert. Spätestens in der empirischen Forschungspraxis wird jedoch deutlich, dass die Kategorien, auf die Intersektionalität Bezug nimmt, einerseits in sich kontingent, andererseits zugleich aber auch mit der Gefahr der Essentialisierung verbunden sind. Dies werde ich nachfolgend näher erläutern, zunächst jedoch auf den Kategorien-Begriff und die ihm inhärenten Bedeutungen eingehen.

### 1.10.1 Etwas definieren: Zum Kategorien-Begriff

Der Begriff *Kategorie* ist ursprünglich ein Terminus, der aus dem Griechischen stammt und mit *Grundaussage* übersetzt werden kann (vgl. Duden 2001: 397). In der griechischen Gerichtssprache bedeutete er zudem, »einem auf den Kopf zu[zu]sagen, was er ist: Jemanden eines bestimmten Vergehens beschuldigen dadurch, dass der Ankläger sagt, was die Tat des Angeklagten war.« (Koch/Bort 1990: 7) Dabei kann über die genannte Sachlage diskutiert werden. Für Koch und Borchert sind Kategorien »Was-Bestimmtheiten eines Jeweiligen, also Seinbestimmtheiten, die das nennen, was das Sein einer jeweiligen Sache ist« und sie beschreiben weiter, »Kategorien sind apriorische ›Gegebenheiten‹, die ans Licht gehoben werden können oder auch im Dunkeln bzw. Unbegriffenen verbleiben oder auch nur verstellend oder verkürzend thematisiert werden können« (ebd.: 8). Seit dem 18. Jahrhundert wird der Terminus *Kategorie* auch dafür verwendet, um eine »Begriffs-, Denk-, Anschauungsform« zu beschreiben, die Verwendung als Bezeichnung für »Klasse, Gattung« erfolgt erst seit dem 19. Jahrhundert (Duden 2001: 397).

Der Kategorien-Begriff impliziert damit (historisch betrachtet) die Vorstellung des ›Seienden‹, mit der unverkennbar definiert werden soll, wie etwas beschaffen ist, was es ausmacht. Er zielt demnach auf einen genuinen Kern. Diese Betonung

des ›Seienden‹ wird in den folgenden Kapiteln noch relevant werden, wenn es um die mannigfachen Subjektkonzeptionen der verschiedenen Jahrhunderte geht. Die Differenzierung zwischen ›Sein‹ und ›Werden‹ ist für Subjektkonzeptionen zentral, sie ist quasi die Frage nach »des Pudels Kern« (Goethe 1986: 38). Indem der Kategorien-Begriff zugleich die Option beinhaltet, dass über die Tat des Angeklagten gestritten werden kann (s.o.), eröffnet er die Möglichkeit der Bedeutungsverschiebung. Auch diese wird an späterer Stelle bei Butler im Kontext der Performativität abermals auftauchen (vgl. Kap. 2.2).

Diese beiden Charakteristika des Begriffs, die genaue Festlegung der Bedeutung einerseits, die im Folgenden als Essentialisierungsgefahr erörtert wird, sowie die streitbare Bedeutungsoffenheit andererseits, die nachfolgend als Kontingenz-Herausforderung debattiert wird, bilden die beiden Pole, zwischen denen Begrifflichkeiten changieren. Die daraus entstehende Herausforderung ist eine grundsätzliche, der es sowohl im Alltag zu begegnen gilt als auch insbesondere in der Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse i.d.R. auf Kategorien stützt. Es handelt sich folglich nicht um ein spezifisches Problem von Intersektionalität. Intersektionale Ansätze sind zunächst in derselben Weise wie andere Ansätze auch mit den Bedeutungen und Herausforderungen konfrontiert, die dem Kategorien-Begriff anhaften. Indem Begriffe wie Klasse, Geschlecht, Ethnizität als (erweiterbare) Diskussionsgrundlagen von Intersektionalität verwendet werden, sind sie die praktische Anwendung dessen, was dem Kategorien-Terminus inhärent ist: Sie sind streitbare Grundaussagen, die auf den Kopf zusagen, was jemand ist, sie sind Begriffs-, Denk- und Anschauungsformen denen eine Essentialisierungstendenz innewohnt (vgl. Duden 2001: 397; Koch/Bort 1990: 7). Besonders virulent werden die Essentialisierungsgefahr wie auch das Kontingenz-Problem allerdings dann, wenn es um die Idee der Überkreuzung, der Durchdringung, der sich potenzierenden Wirkung der Kategorien geht (s.u.).

### 1.10.2 Essentialisierung: Putative<sup>33</sup> Eigenschaftszuschreibungen

Mit der Differenzierung und der damit verbundenen Verwendung von Kategorien geht stets die Gefahr der Essentialisierung einher. Der aus der Philosophie stammende und auf Platon und Aristoteles zurückgehende Begriff (vgl. Oehler 1984) bezeichnet den oben beschriebenen Aspekt der präzisen Festlegung der Eigenschaften von Etwas. Es geht also um den Aspekt des ›Seienden‹, um die Identität von

33 Der Begriff entstammt dem lateinischen *putare* und bedeutet *annehmen, vermuten*. Mit der Verwendung dieses Begriffs, der vor allem in der Rechtswissenschaft genutzt wird, soll deutlich werden, dass es sich um Eigenschaftszuschreibungen handelt, die *vermeintlich* in einer bestimmten Weise zu sein scheinen, sich bei näherer Betrachtung jedoch auch als anders erweisen können (vgl. Duden 2007: 1126).

etwas oder jemandem. Für große Teile der Wissenschaft (wie auch für den Alltag) scheint die präzise Festlegung von Eigenschaften zunächst keine Schwierigkeiten zu erzeugen, im Gegenteil, Forschung und Theoriebildung basieren überwiegend auf der Bildung von Kategorien jedweder Art. Je präziser diese definiert sind, desto genauer scheinen die Erkenntnismöglichkeiten. Auch eine (alltägliche) Verständigung ohne die Verwendung von Kategorien wäre kaum möglich: »Differenzen<sup>34</sup> sind das Produkt sozialer Praxis, als solche strukturbildend für Gesellschaften, und damit wiederum der ermöglichte Rahmen für Praxis« (Hark/Villa 2017: 12), zugleich aber auch ein »unauflösbares Zwangsverhältnis« (Lorey 2008: 139).

Die präzise Festlegung von Eigenschaften, die Essentialisierung – Walgenbach und andere sprechen auch von einem genuinen Kern von Kategorien – birgt jedoch die Gefahr, das, was mit der Kategorie eigentlich beschrieben werden soll, in reproduktiver Weise immer wieder neu zu erzeugen und dabei die existierende Heterogenität und Komplexität zu typisieren. Sie steht (de-)konstruktivistischen Ansätzen entgegen, die davon ausgehen, dass soziale Wirklichkeiten erzeugt werden und nicht gegeben sind. Wichtige (neue) Aspekte werden dadurch negiert und außer Acht gelassen. Damit einher geht auch die Möglichkeit, Machtverhältnisse un hinterfragt zu reproduzieren. Differenzierende Kategorien werden dann zu (vermeintlichen) sozialen Tatsachen. Dohm hat die Subsummierung heterogener Elemente unter eine Kategorie in kritischer Auseinandersetzung damit als »Versämlichung« bezeichnet (Dohm 1903, zit.n. Knapp 2012c: 109). Insbesondere im Hinblick auf vermeintliche Eigenschaftsbeschreibungen kommt es dabei immer wieder auch zu stark vereinfachenden Naturalisierungen, Homogenisierungen, Polarisierungen und Hierarchisierungen. Diese Mechanismen hat beispielsweise Rommelspacher für die Reproduktion von Rassismus beschrieben (vgl. Rommelspacher 2011: 29).<sup>35</sup> Yuval-Davis weist zudem darauf hin, »dass die naturalisierenden Erzählungen in verschiedenen kulturellen Traditionslinien unterschiedlich sein können, und dass bestimmte naturalisierte Kategorien stärker hervorgehoben werden können als andere« (Yuval-Davis 2009: 57). Ihre Gemeinsamkeit besteht in der Tendenz zur Homogenisierung, »alle die, die einer besonderen Gruppe angehören, so zu behandeln, als teilten sie unterschiedslos die für die Gruppe spezifischen (positiven

34 In den Debatten um Intersektionalität wird neben dem Kategorien-Begriff auch die Bezeichnung *Differenzen* verwendet, um deutlich zu machen, dass es um Unterschiede geht, die in verschiedenen Weisen relevant gemacht werden. Ich verwende den Begriff an dieser Stelle als Synonym für den Kategorien-Begriff, wenn auch dies eine gewisse Unschärfe birgt.

35 Rommelspacher arbeitet heraus, wie soziale und kulturelle Differenzen naturalisiert werden, indem soziale Beziehungen als vererbar und unveränderlich gelten. Indem Menschen in homogenen Gruppen gefasst und diese einander als unvereinbar gegenübergestellt werden, erfolgen Homogenisierung und Polarisierung, die zugleich hierarchisiert werden und so der Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien dienen, auf deren Basis Diskriminierungen erfolgen (vgl. Rommelspacher 2011: 29).

oder negativen) natürlichen Eigenschaften« (ebd.). Deshalb wird die unreflektierte Verwendung von Kategorien bspw. in Genderforschung, (kritischer) Migrations- und Rassismusforschung sowie in (de-)konstruktivistischen Zugängen seit Langem problematisiert, denn versämtlichende, essentialisierende Kategorien machen den dynamischen Prozess des Differenzierens unsichtbar, indem sie behaupten, dass sich etwas von etwas anderem unterscheidet; der Prozess des Gewordenseins bleibt dabei unberücksichtigt (vgl. Hark/Villa 2017: 12).

Ein weiterer Aspekt, aufgrund dessen Essentialisierungen problematisch werden, findet sich in dem bereits Ende der 1960er Jahre erschienenen und mittlerweile zu den soziologischen Klassikern zählenden Band »Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit« (Berger/Luckmann 2010).<sup>36</sup> Mit Bezug auf Mannheim konstatieren Berger und Luckmann, »daß Wissen immer Wissen von einem bestimmten Ort aus ist« und damit die individuelle Wirklichkeit eine gesellschaftlich bedingte ist, die sehr verschieden sein kann (ebd.: 11). Ähnlich argumentiert auch Haraway mit ihrem Ansatz des situierten Wissens<sup>37</sup> (vgl. Haraway 1988). Wissen ist darüber hinaus auch in seiner jeweiligen historischen Zeit verortet und unterliegt einem stetigen Wandel. Dies wirkt sich ebenfalls auf die Idee und/oder Definition von etwas aus. So hat beispielsweise Hausen herausgearbeitet, dass die Vorstellungen und damit auch die Definitionen vom »Wesen von Mann und Frau« historischen Wandlungen unterliegen (Hausen 2007: 173, Original: 1976).<sup>38</sup> »Die soziale Wirklichkeit wird [somit in diesen Ansätzen, M.B.] nicht als etwas Statisches, sondern als ein Prozessgeschehen verstanden, das prinzipiell in jeder Interaktionssi-

- 
- 36 Berger und Luckmann beschäftigen sich aus einer wissenssoziologischen Perspektive mit der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Dabei weisen sie darauf hin, dass Gesellschaften spezifische Konglomerate von Wirklichkeit und Wissen hervorbringen (vgl. Berger/Luckmann 2010: 3). Ihr Band erschien im Original 1969 und definiert Wissen (noch) als »die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben« (ebd.: 1). Sie rekurrieren noch auf den Aspekt des Seienden des Subjekts (vgl. Kap. 2), obwohl sie zugleich die Vielfältigkeit des nebeneinander existierenden Wissens aufzeigen und dadurch zeigen können, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit konstruiert ist – wie ihr Titel bereits vorengreift. Trotz dieses latenten Widerspruchs kommt Berger und Luckmann sicherlich das Verdienst zu, die (Wissens-)Soziologie im Hinblick auf konstruktivistische Ansätze deutlich vorangebracht zu haben.
- 37 »So not so perversely, objectivity turns out to be about particular and specific embodiment and definitely not about the false vision promising transcendence of all limits and responsibility. The moral is simple: only partial perspective promises objective vision.« (Haraway 1988: 583)
- 38 Mit den ideologischen Eigenschaftszuschreibungen gehen unterschiedliche Anforderungen und Aufgaben einher, die der Absicherung von Herrschaftsverhältnissen dienen (vgl. Hausen 2007: 182).

tuation aufs Neue aktualisiert und ausgehandelt wird und werden muss, in einem »ongoing social process.« (Küsters 2009: 18)<sup>39</sup>

Die Frage, die sich (für Intersektionalität) stellt ist daher nicht, *ob* wir Kategorien verwenden, sondern *was mit ihnen beschrieben werden kann* und wie (in der Forschung) mit ihnen umgegangen wird. Es geht also um die Reichweite dieser wie auch um die zugrunde liegende Vorstellung davon, was sie ausmacht. In dem Moment, wo sie präzise festgelegt werden, essentialisieren sie und es besteht fortwährend die Gefahr, dass die theoretischen Definitionen der empirischen Realität nicht gerecht werden: »Wo Worte und Begriffe zu kategorialen Klassifikationen gerinnen, fällen sie unter Umständen ›qualitative Urteile der Andersartigkeit‹ über Personen und Gruppen und entscheiden so symbolisch mit über Zugehörigkeit oder Ausschluss.« (Hark/Villa 2017: 23) Solange Forschung sich mit einzelnen Kategorien (und ihren Folgen) befasst, wie etwa Ethnizität *oder* Geschlecht *oder* Klasse, um bei den vielzitierten zu bleiben, lässt sich die kritische Hinterfragung des eigenen soziologischen Wissens über eben diese Kategorien noch vergleichsweise gut umsetzen. In dem Moment, wo die Kategorien jedoch in ihrer Überkreuzung, ihrer Durchdringung, als Konglomerat untersucht werden sollen, wird die Notwendigkeit, die eigenen (potenziellen) Essentialisierungen kritisch zu reflektieren, zu einer Herausforderung für die Forschenden.

Intersektionalität sollte sich daher des Wissens über die verwendeten Kategorien nicht gewiss sein. Um der Gefahr der Essentialisierung bzw. Versämtlichung zu entgehen, bedarf es einer Offenheit, das eigene situierte Wissen kritisch zu hinterfragen und damit verbunden, das, was eine Kategorie auszumachen scheint, immer wieder darauf zu überprüfen, ob bzw. inwieweit diese stark Komplexitätsreduzierende Vereigenschaftlichungen vornimmt und damit der empirischen Forschungsrealität nicht gerecht wird. Butler weist zudem darauf hin, dass Aufzählungen von Kategorien, wie sie in den Debatten um Intersektionalität verwendet werden, zumeist nicht vollständig sind, sondern mit einem verlegenen usw. enden. »Durch die horizontale Aufzählung der Adjektive bemühen sich diese Positionen, ein situiertes Subjekt zu umfassen; doch gelingt es ihnen niemals, vollständig zu sein.« (Butler 2003a: 210) Sie erachtet dies als ein lehrreiches Scheitern, als »ein Zeichen für den unbegrenzbaren Bezeichnungsprozeß selbst. Dieses ›usw.‹ ist das Supplement, der Überschuß, der zwangsläufig jeden Versuch, die Identität ein für alle Mal zu setzen, begleitet« und damit der präzisen Definition einer Kategorie entgegensteht (ebd.). Butler plädiert damit für eine größere Offenheit der Bedeutung von Kategorien.

Für die empirische Umsetzung heißt das, die Bedeutung der Kategorien nicht bereits vorab festzulegen, sondern sie erst aus dem Material heraus zu entwickeln,

39 Küsters konstatiert dies im Hinblick auf die Biographieforschung, die wiederum auf konstruktivistischen Zugängen basiert.

um Essentialisierungen zu vermeiden. Degele und Winker haben bei der Mehrebenenanalyse in Bezug auf die Untersuchung der Identitätskategorien ein solches Vorgehen vorgeschlagen (vgl. Degele/Winker 2007; Degele/Winker 2009). Dabei gilt es, auch die Definitionen der einzelnen Kategorien an sich aus dem untersuchten Kontext herauszuarbeiten. Ich werde dieses Vorgehen in Kapitel fünf noch genauer ausführen und nun zunächst die Herausforderungen diskutieren, die sich durch die prinzipielle Offenheit der Kategorien, die Kontingenz, ergeben.

### 1.10.3 Unabgeschlossenheit: Die Crux mit der Kontingenz

Intersektionalität agiert mit Kategorien des Alltags. Dabei handelt es sich um letztlich abstrakte Kategorien, die keiner präzisen Definition unterliegen. Je abstrakter jedoch eine (alltägliche) Kategorisierung ist, desto wahrscheinlicher wird es, dass die Vorstellungen darüber, was unter diese Kategorie zu subsumieren ist, unterschiedlich sind und es in der Folge bspw. zu Missverständnissen kommt. Zwar mag im Rahmen einer Studie eine Definition vorangestellt werden, diese muss aber nicht den Kategorien des Alltags entsprechen. Dies bedeutet, dass die (aus der Alltagsverwendung stammenden) Kategorien nicht einfach auf die empirischen Daten angewendet werden können. Werden Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Ethnizität ›einfach‹ angewendet, führt dies zwangsläufig zu Ungenauigkeiten und Vieldeutigkeiten.

Die Bildung von Kategorien erfolgt vor dem Hintergrund der Uneindeutigkeit von Sprache wie auch deren historischer Wandelbarkeit der Bedeutungen. Scott beschreibt die daraus resultierende Herausforderung folgendermaßen: »Diejenigen, die die Bedeutung von Wörtern kodifizieren möchten, stehen auf verlorenem Posten, da Wörter, wie auch Ideen und Dinge, die sie bezeichnen sollen, eine Geschichte haben«, die in ihnen mitschwingt (Scott: 2003: 416). Für die Bildung von Kategorien bedeutet dies, dass mit ihnen stets eine gewisse Ungenauigkeit und Unabgeschlossenheit einhergeht, denn erst »[w]enn die Zeit stillsteht, kann Wahrheit verkündet werden« (Scott 1997, zit.n. Hark/Villa 2017: 9). Wird soziale Wirklichkeit zudem als permanent neu auszuhandeln, Wissen als situiert und historisch-diskursiv wandelbar und das Differenzieren an sich als dynamischer Prozess verstanden, müssen Kategorien als prinzipiell offen, als contingent, konzipiert werden. Ungeklärt ist gegenwärtig, wie die Kontingenz der Kategorien berücksichtigt werden kann, denn das, was mit den Kategorien beschrieben werden soll, ist keineswegs klar und abgegrenzt definiert. Diskurstheoretisch gedacht, treten Kategorien als Teile von Diskursen – als Systeme des Denkens und Sprechens, die unsere Wahrnehmung prägen und Handlungen, Dingen, Artefakten Bedeutung zuweisen (vgl. Villa 2003: 20) – in Erscheinung und sind damit jederzeit diskursiv geprägt. Die Bedeutung von Kategorien liegt also nicht einfach in ihnen selbst. Ihre Bedeutungsdefinitionen können vielmehr nur temporär erfolgen. Entgegen (sozi-

al-)wissenschaftlicher Ansprüche, Analysekategorien trennscharf voneinander zu formulieren, zeigt sich bei genauerer Betrachtung vielmehr, dass die Kategorien nur in Relation zu anderen Kategorien verständlich werden und zudem letztlich unpräzise und offen für viele Varianten sind. Kategorien lassen sich nicht abstrakt definieren, sie sind an das situierte Wissen gebunden, historisch wandelbar, kontextspezifisch und können nur relational zueinander bestimmt werden. Für sich genommen lässt sich keine Kategorie klar beschreiben.

Dieses Problem lässt sich exemplarisch anhand der Kategorie ›Frauen‹ aufzeigen. So ist es nicht möglich, Politik oder Forschung im Namen all derer, die als Frauen kategorisiert werden, zu betreiben, ohne dabei Ausschlüsse zu produzieren und letztlich doch nur eine spezifische Gruppe von Frauen zu repräsentieren (vgl. Hark/Villa 2017: 96f.). Die Differenzen innerhalb der Genus-Gruppe Frauen sind in ihren Wirkungen und Folgen zu bedeutend, um sie zu negieren – wie in den Debatten um Intersektionalität bereits deutlich geworden ist. Zurecht weist u.a. Butler darauf hin, dass kaum Übereinstimmung darüber besteht, »was denn die Kategorie ›Frau(en)‹ konstituiert oder konstituieren sollte« (Butler 2003a: 16). Dieses Beispiel lässt sich auf andere Kategorien übertragen. Für die Kategorie ›Frauen‹ wie auch für alle weiteren im Rahmen von Intersektionalität debattierten Kategorien gilt Baumans oben angeführte Charakterisierung der Moderne: Kategorien sind vieldeutig und in ihren Begrenzungen unscharf (vgl. Bauman 2005: 16). Eine Verwendung von Begrifflichkeiten ohne diese näher in ihrem Kontext zu verorten, läuft daher Gefahr, dem Gegenstand nicht gerecht zu werden.

Ganz allgemein ist Kategorien jedoch die Anforderung zu eigen, das, was sie beschreiben möchten, adäquat bezeichnen zu sollen. Wie bereits deutlich wurde, impliziert die präzise Definition einer Kategorie wiederum die Gefahr einer reduktionistischen Essentialisierung, die auch Machtverhältnisse reproduzieren kann: »Jegliche sprachliche Benennung führt zu Festschreibungen und zu Ausschließungen und damit zu Naturalisierungen.« (Hornscheidt 2007: 83) Etwas polemisch formuliert beißt sich hier die Katze quasi in den Schwanz. Für die Idee von Intersektionalität, die Wechselwirkungen und Verschränkungen von Kategorien zu untersuchen, wirft dies Probleme in der empirischen Anwendung auf. Bereits die Tatsache, dass die Kategorien einzeln in sich kontingent sind, macht eine Analyse ihrer Verschränkungen zu einer Herausforderung: Was gehört noch zu einer Kategorie? Was schon zur anderen? Bei der in den Debatten um Intersektionalität nahezu immer benannten Triade von race, class, gender als relevante (Struktur-)Kategorien, handelt es sich letztlich um so weit gefasst Begrifflichkeiten, dass sie ohne eine präzisere kontextspezifische Definition kaum zu begreifen sind – oder für sehr viele Sachverhalte herangezogen werden können, ohne diese jedoch in ihren Dynamiken präzise beschreiben zu können. Oder, um es zuzuspitzen: Was bringt eine Kategorie, die so weit gefasst ist, dass sich mit ihr ›alles und nichts‹ definieren lässt, die dann auch noch in der Verquickung mit weiteren Kategorien, die

sich in der gleichen Weise charakterisieren lassen, zusammengedacht werden soll? Müssen Kategorien nicht – (post)modernen gesellschaftlichen Pluralisierungs- und Ausdifferenzierungstendenzen folgend – den jeweiligen Kontexten entsprechend konzipiert werden, wenn sie diese in ihren Dynamiken, ihren macht- und ungleichheitserzeugenden Tendenzen beschreiben sollen?

Diesen Prämissen folgend, müssen sie konsequenterweise aus dem jeweiligen untersuchten Kontext, aus dem Datenmaterial heraus, entwickelt und definiert werden. Ich plädiere deshalb dafür, die jeweilige Bedeutung aus dem spezifischen (alltäglichen) Untersuchungskontext heraus zu bestimmen.<sup>40</sup> Um die relevanten Kategorien in ihren Bedeutungen beschreiben zu können, müssen sie relational untersucht werden, da sie ihre kontextspezifische Bedeutung im Diskurs in Abgrenzung zu anderen Kategorien erhalten. »Die definitorische Unvollständigkeit der Kategorie könnte dann als normatives Ideal dienen, das von jeder zwanghaften Einschränkung befreit ist.« (Butler 2003a: 35)<sup>41</sup> Ich werde dieses Vorgehen in Kapitel fünf noch präziser ausführen. Ein ähnliches Vorgehen haben bereits Degele und Winker zur Analyse von Identitätskategorien in ihrem Mehrebenenansatz vorgeschlagen (vgl. Degele/Winker 2009). Es scheint an dieser Stelle daher zunächst naheliegend, die Mehrebenenanalyse zu erweitern, indem die Kategorien auch auf den anderen von den Autorinnen vorgeschlagenen Untersuchungsebenen (Repräsentations- und Strukturebene) aus dem Material heraus erarbeitet und definiert werden. Ich werde die aufgeworfenen offenen Fragen im Hinblick auf Kategorien jedoch grundsätzlicher diskutieren.

## 1.11 Ein anderer Zugang: Subjektivierung statt Intersektionalität

Generell sollte Intersektionalität sich noch stärker mit den Herausforderungen beschäftigen, die sich durch die Kontingenz von Kategorien ergeben. Es ist nach wie vor umstritten, »nach welchen Kriterien die Auswahl der hinsichtlich ihrer Intersektionalität zu analysierenden Differenzierungen erfolgen soll, mit anderen

- 
- 40 Ein solches relationales Vorgehen wird in der Soziologie schon lange diskutiert. Erste Ansätze hierzu finden sich bereits bei Marx, Durkheim und Simmel. Auch Tarde, Elias und Schütz haben sich mit relationalen Vorgehensweisen befasst. Mittlerweile existiert eine eigene Forschungsrichtung, die nicht zuletzt auf die Netzwerktheorie rekuriert (vgl. Häußling 2010: 63ff.).
- 41 Butler bezieht sich hier auf die Debatten um Intersektionalität: »Es wäre falsch, von vornherein anzunehmen, daß es eine Kategorie ›Frau(-en)‹ gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß, um vervollständigt zu werden. Wenn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen.« (Butler 2003a: 35)